

In der Reihe TOPOS POIETIKOS finden Arbeiten ihren Ort, die sich auf der „imaginären“ Grenzlinie zwischen Philosophie und Literatur- bzw. Sprachwissenschaft bewegen und die besonderen Texturen von Theorie und Dichtung zu ihrem Untersuchungsgegenstand machen: Poiesis ist (Kunst)gestaltung im Wort.

Streng methodisch und theoretisch reflektierte Wissenschaft der Literatur und der Sprache ist offen auf die Philosophie hin, indem sie sich der philosophischen Modellbildung bedient.

Einer Literaturwissenschaft, die darüber hinaus ihren theoretischen Anspruch nicht in der Applikation vorgefundener Modelle erschöpft, sondern sie am konkreten Gegenstand auffindet bzw. durch ihn herausgefordert produziert, und einer Philosophie, die ihren Kontakt mit der Dichtung nicht auf Illustrationszwecke beschränkt, sondern ihren Diskurs selbst als Art der Literaturproduktion begreift, wird mit der Reihe TOPOS POIETIKOS ein Forum geschaffen.

Robert André

Gespräche
von Text zu Text
Celan – Heidegger – Hölderlin

MEINER

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

André, Robert: Gespräche von Text zu Text, Celan – Heidegger – Hölderlin / Robert André. – Hamburg : Meiner, 2001

(Topos poietikos ; 3)

Zugl.: Hamburg, Univ., Diss., 1999

ISBN 3-7873-1576-4

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

© Felix Meiner Verlag, Hamburg 2001. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Film, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestattet. Satz: Kusel, Hamburg. Druck: Strauss, Mörlenbach. Buchbinderische Verarbeitung: Schumann, Darmstadt. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

VORBEMERKUNG

Die vorliegende Studie wurde im Sommer 1999 vom Fachbereich Sprachwissenschaften der Universität Hamburg als Dissertation angenommen. Der für die Veröffentlichung nochmals durchgesehene Text ist vielfältig den Gaben anderer geschuldet. Insbesondere Klaus Briegleb möchte ich an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank aussprechen. Hat er mich doch von den ersten Vorüberlegungen an ermutigt, auch auf Nebenwegen einen Zugang zu dem verhandelten Komplex zu suchen, der für Paul Celans Dichtung alles andere denn marginal ist. Andere Leser, denkbar unterschiedlichster Provenienz, haben mir im Gespräch geholfen, meinen Gesichtskreis immer wieder zu öffnen. Mein Dank geht an die mit der Materie lange schon vertrauten Philologen Bernhard Böschenstein, Klaus Demus, Werner Hamacher, James K. Lyon, Rainer Nägele und Ulrich Wergin. Nicht unerwähnt dürfen hier aber auch die ‚jungen‘ Leser von Celans Gedichten bleiben, die im immer wieder neu ansetzenden Gedankenaustausch meinen Ausarbeitungen zur Seite standen. Ich danke Kyle Boyd, Angela Delissen, Amir Eshel, Joachim Heintz, Marion Lauschke, Rochelle Tobias und Oliver von Wrochem. Stellvertretend für die Mitarbeiter des Literaturarchivs in Marbach a. N., die mir Einlaß zum dort aufbewahrten Nachlaß Paul Celans gewährten, möchte ich Jochen Meyer (Handschriftenabteilung) und Nicolai Riedel (Bibliothek) für ihre Hilfestellungen und bereitwilligen Auskünfte danken. Eric Celan danke ich für sein Vertrauen, mir die Einsicht in geschützte Dokumente seines Vaters gestattet zu haben. Ihm und dem Suhrkamp-Verlag in Frankfurt a. M. ist zudem für die freundliche Genehmigung zu danken, bislang unveröffentlichte Manuskripte aus dem Nachlaß in diesem Buch zitieren zu dürfen. Die Graduiertenförderung der Universität Hamburg und die Studienstiftung des deutschen Volkes haben es mir mit einem Doktorandenstipendium ermöglicht, daß ich überhaupt die Zeit fand, die unzähligen Gaben der oben genannten Leserinnen und Leser empfangen zu können. Mit der großzügigen Druckbeihilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft konnte dieser Band schließlich realisiert werden. Dirk Mötting danke ich für die Durchsicht des Manuskripts, meinen Eltern und Annika für ihre unendliche Unterstützung.

INHALT

I. DER KONTEXT	1
II. DAS ETHOS DER SPRACHE LESEN	17
A. Autopsychographie	17
B. Einführung	33
III. POSITIONSBESTIMMUNGEN	59
A. Die stehenden Tempel Celans	59
B. Die Athenertempel Hölderlins	64
1. „Ein heimathloser Sänger“. Neuorientierung um 1800 ...	64
2. Der Athenerbrief	70
3. Vaterländischer Gesang	88
C. Das Dastehen des Tempels bei Heidegger	98
1. Die Aporie von Sein und Zeit	100
2. Die Kehre und wozu Hölderlin?	105
3. Götterflucht und Germanien	114
4. Das Kunstwerk als heiliger Bezirk	119
5. Nach 1945 – Wozu Dichter?	127
D. Zwischenresümee	135
IV. ETAPPEN DER LEKTÜRE	149
A. Auftakt (1954)	151
1. Andenken und die Kluft zwischen Dichten und Denken	151
2. Poetologische Ansätze oder das Handwerk zum Gedicht	169
B. Differenzierung und Entgegensetzung (1960–1962)	175
1. Vom Handwerk zur Gabe der Hände	175
2. Zum Gesetz der Geschichte	180
a) Heidegger: Die Heimkehr des Geistes als Dichter	183
b) Celan: Ausfahrt ohne Heimkehr. Die Silbe Schmerz	188

3. Hölderlintürme	203
a) Plural und Verdoppelung	204
b) Das Datum des Gedichts	207
C. Hoffen auf ein Gespräch (1967)	211
1. Schenkend-verschenkte Hände	211
2. Todtnauberg	216
V. RÜCKBLICK – ZWEI BRIEFENTWÜRFE	223
VI. SIGLEN UND ABKÜRZUNGEN	229
VII. LITERATURVERZEICHNIS	230
A. Primärliteratur	230
B. Sekundärliteratur	232
VIII. GLOSSAR DER GEDICHTE UND TEXTE	247
A. Paul Celan	247
B. Martin Heidegger	248
C. Friedrich Hölderlin	248

I. DER KONTEXT

Die Wissenschaft von der Literatur hat wie die Philosophie das Privileg, daß sie ihr methodisches Vorgehen nicht aus einer dritten Quelle herbeizitiert, sondern daß sie gerade in den bedeutendsten Werken Texte vorfindet, die gleichermaßen die Bedingungen und Möglichkeiten ihres eigenen Status als auch die Voraussetzungen einer möglichen Lektüre erörtern. Daran gilt es anzuknüpfen. Die Literaturwissenschaft muß durchaus nicht selber Literatur sein, um von ihren Texten erfahren zu können, wie mit ihnen umzugehen möglich sei; sie muß sich allerdings auf diese einlassen und sie lesen. Versucht man dies aber so, daß die Kriterien für den auf den Begriff zu bringenden Gegenstand diesem selbst entnommen werden, dann erweist sich das Privileg der Literaturwissenschaft als eine kaum handhabbare Bürde. Denn wenn sich eine Literatur genötigt sieht, sich der Frage anzunehmen, wie es um die hermeneutischen Bedingungen der Lektüre bestellt ist, wird zunächst einmal deutlich, daß ein derartiges Entgegenkommen der Literatur auf Erfahrungen von Unverständnis ihr gegenüber beruhen muß. Das Zugehen auf den Leser erweist sich im Näheren als eine grundlegende Konfrontation, die kenntlich macht, daß das an den Text herangetragene Leseverständnis jenes bedingt, was eine Literatur geben und bedeuten könnte.¹ Das wiederum impliziert,

¹ Die Geschichte der Gattung des Vorworts, das – noch bevor der Text beginnt – auf die hermeneutische Situation einzuwirken versucht, müßte sich über einen Mangel an ‚Vorwissen‘ dieser Art nicht beklagen. Vier berühmte Beispiele seien hier erinnert: Jean-Jacques Rousseau: *Seconde Préface* zu: *Julie ou La Nouvelle Héloïse* (1761), in: ders.: *Œuvres Complètes*, publ. par Bernard Gagnebin et Marcel Rymond, Vol. 2, Paris 1961, 12–30; vgl. hierzu Paul de Man: *Allegory (Julie)*: „The best place in the text of *Julie* to enrich one’s understanding of ‚reading‘ is without doubt the second Preface, sometimes referred to as ‚Dialogue on the novel‘ and staging a confrontation between author and reader in the conventional form of an apologia“, in: ders.: *Allegories of Reading. Figural Language in Rousseau, Nietzsche, Rilke and Proust*, New Haven/London 1979, 188–220, hier 195; Friedrich Hölderlin: *Vorrede* zu: *Hyperion oder der Eremit in Griechenland* (1797/99), in: ders.: *Sämtliche Werke*, ‚Frankfurter Ausgabe‘ (FHA), hg. von Michael Knaupp und Dietrich E. Sattler, Bd. XI, Frankfurt a.M. 1982, 579; Heinrich Heine: *Vorrede* zu: *Französische Zustände* (1832), in: ders.: *Sämtliche Schriften*, hg. von Klaus Briegleb, Bd. V, München/Wien 1981, 91–105, die ‚mißverstehende‘ Rezeption dieses Textes machte wiederum eine *Vorrede zur Vorrede* (1832) notwendig, ebd., Bd. IX, 10–14; Charles Baudelaire: *Au Lecteur* zu: *Les Fleurs du Mal* (1857), in: ders.: *Sämtliche Werke / Briefe*, in acht Bänden, Bd. III, hg. von Friedhelm Kemp und Claude Pichois, München/Wien 1975, 54–57. – Literaturanga-

daß eine Literatur insbesondere dann bedeutsam ist, wenn sie eine erneute Verständigung über die Bewandnisse des Lesens zu veranlassen vermag. Wenn dagegen aber – was unvermeidlich ist – ein Leseverständnis schon vor der Lektüre besteht und damit unkenntlich *vor* der Literatur steht – was zu vermeiden wäre –, gelingt gerade das nicht, was eine lesende Philologie begünstigen sollte: nämlich ihre Lektüre vom jeweiligen Text her legitimieren zu können. An die Literatur anzuknüpfen kann darum nicht heißen, der Konfrontation mit dem Text mit fertigen Lesemodellen aus dem Wege zu gehen.

Muß sich eine Wissenschaft von der Literatur auch nicht eines ihr fremden Metadiskurses bedienen, um ihre Lektüre zu begründen, so ist gleichwohl deutlich, daß sie es mit einer Sprache zu tun hat, die ihr gegenüber derart fremd ist, daß sich das Anliegen erschwert, von der Literatur selbst eine gefestigte Methodik des angemessenen Lesens, Verstehens und Auslegens zu bekommen. Daraus aber wiederum den Schluß zu ziehen, die Wissenschaftlichkeit der Lektüre deshalb nicht auf den in vielerlei Hinsicht vagen Grund der so unterschiedlichen einzelnen Literaturen stellen zu können und sich statt dessen ausschließlich an die Rationalitätskriterien der anderen Wissenschaften zu halten, hat den Preis, daß die Literatur zu einem Objekt degradiert wird, dessen erkenntniskritische Potenz von vornherein beschnitten ist. Statt die Möglichkeit offen zu halten, die Geltung einer Literatur in einer Lektüre analysierend zu erproben und sich auf diesem Wege neue Einsichten und Bezüge zu erschließen, verkäme die Literatur im Anschluß eines scheinbar gefestigten Wissenschaftsverständnisses zum Beiwerk, das die kognitive Leistung der Wissenschaft nur noch in ihren schönen Formen veranschaulichen dürfte.

Wenn dagegen aber gilt, wie Werner Hamacher hervorhebt, daß in den „Texten [der Literatur] selbst – und zwar als Texten – eine Dimension der kritischen Erkenntnis ihrer eigenen Verfassung eingeschrieben ist“, und wenn ferner gilt, daß eine Wissenschaft von der Literatur hierin ihren „sachlichen Grund“ haben muß, um wissenschaftlich sein zu können, dann wird vorerst fraglich bleiben müssen, ob es überhaupt „eine Wissenschaft von der Literatur geben kann“.² Denn wissenschaftlich wäre die Lektüre von literarischen Texten dann, wenn sie in der Auseinandersetzung mit ihrem Text allererst die Regeln des möglichen Verstehens freilegt. Das impliziert, daß prinzipiell mit jeder Lektüre von literarischen Texten von neuem die Fundamente der Literaturwissenschaft auf dem Spiel stehen. Ob aber die einzelnen Lektüren, die nach der jeweiligen Regel des Verstehens fragen, je das einlösen können, was

ben, denen in Klammern eine Sigle beigelegt ist, werden fortan so im Text wiedergegeben, vgl. das Siglenverzeichnis unten S. 229.

² Werner Hamacher: *Lectio. De Mans Imperativ* (1989), in: ders.: *Entferntes Verstehen*, Frankfurt a.M. 1998, 151–194, hier 152; vgl. auch 174 ff.

eine Wissenschaft als Wissenschaft verheißt, daß diese nämlich ihren propädeutischen Charakter bereits überwunden und im Aufstellen von unumstößlichen Prinzipien zu sich selbst gefunden habe, muß mindestens solange bezweifelt werden, bis die Lektüre akzeptiert, daß sie den *Buchstaben* ihrer Texte zu *folgen* hat und daß mithin das Lesen notwendigerweise propädeutisch bleibt.

Die gangbare Alternative zu dem unwägbaren Wagnis, nämlich beispielsweise der Dichtung Paul Celans auf *ihren* nonkonformen Pfaden zu folgen und dabei unwillkürlich in Widersprüche hineinzugeraten, die das Selbstverständnis einer Literaturwissenschaft grundlegend berühren müssen, ist das Verfahren, Differenzen und Antagonismen, welche diese Texte hervorrufen und begleiten, als sachlich vorgefundene zu konstatieren und nach empirisch-wissenschaftlichen Kriterien zu präsentieren. Durch die Darlegung eines objektiv vorgefundene Widerstreits, den die Gedichte Celans intern und an ihren Rändern in vielerlei Hinsicht austragen und bewirken, kann sich die Wissenschaft selbst dadurch schadlos halten, daß sie beispielsweise mittels eines Vergleichs einen Kontrast gewinnt, der in das für sich besehen Unzugängliche und Dunkle Struktur und Klarheit zu bringen versucht. Damit wird nicht nur das derart zur Darstellung Gebrachte dem Wissen zugänglich gemacht, sondern die Wissenschaft kann sich zudem als Vollbringer einer unentbehrlichen Leistung erweisen; ist sie es doch, die selbst die schmerzlichsten Konflikte auf den Begriff zu bringen hilft. So fällt es unbestritten leichter, mit dem Unverständlichen in und mit dem Unverständnis gegenüber Celans Dichtung ‚umzugehen‘, wenn ein Dritter mit ihr konfrontiert wird. Gegen die Praxis der zahlreichen komparatistischen Analysen stellen sich darum aber auch Bedenken ein. Denn mögen diese Untersuchungsanordnungen auch aufschlußreiche Anhaltspunkte geben, die den literaturgeschichtlichen Stellenwert von Celans Dichtung – und damit nicht zuletzt ihre Unvergleichbarkeit – im erweiterten Kontext verdeutlichen, so muß gleichwohl skeptisch machen, daß auf diesem Wege die Verunsicherungen bezüglich eines hermeneutischen Zugriffs, die Celans Gedichte je bewirken und auf die sie immer wieder aufmerksam machen, besonders leicht kaschiert werden können.

Symptomatisch scheint diese Ausflucht insbesondere für die vergleichenden Untersuchungen zu sein, die Paul Celans und Martin Heideggers Texte aufeinander beziehen. Denn einer der Gründe, warum so oft darüber spekuliert wurde, was sich zwischen Celan und Heidegger zugetragen habe, dürfte *auch* der sein, daß sich gerade in der Person Heideggers jene Erfahrung repräsentieren läßt, die man unvermeidlich selbst beim Lesen von Celans Gedichten macht, aber – insbesondere als deutscher Leser – nur mit Unlust einräumen mag: daß man nämlich mit dieser Sprache nicht zurecht kommt, daß man den Gehalt dieser Dichtung wohl ahnt, sich von ihr darum gar geahndet

fühlt, die Gedichte aber nicht derart versteht, daß man ihnen gegenüber zu einem sicheren und ruhigen Stand kommt. Zu fragen muß also erlaubt sein, ob sich in der gegen Heidegger erhobenen Anklage, er habe „Mangel an Gespür“³ und ihm fehle gegenüber Celan „das menschliche Mitempfinden und die Bedachtsamkeit“⁴ nicht *auch* das eigene Unvermögen gegenüber Celans Dichtung zu erkennen gibt. Durch die Anklage aber erhält das Unverständnis einen Namen, ohne daß man sich selbst damit auseinandersetzen müßte, Celan nicht zu verstehen. Eine derart uneingestandene Affinität zu Heidegger muß sich freilich unfreiwillig in eine Aversion gegen den Philosophen versieren.

Ungeachtet dieser Bedenken gegen eine vergleichende Analyse spricht gleichwohl vieles dafür, gerade der Konstellation zwischen Celan und Heidegger näher auf den Grund zu gehen. Daß sich bereits so viele literaturwissenschaftliche Essays und Feuilletonartikel zum Verhältnis zwischen den beiden geäußert haben, verdankt sich vordergründig einer Begebenheit, die Aufsehen erregen mußte. Im Juli 1967 besuchte Celan Heidegger in dessen Schwarzwaldhütte. Dieses Zusammentreffen, das Gerhart Baumann in seinen *Erinnerungen* eine „epochale Begegnung“⁵ nennt, setzt bis heute Affekte frei und nimmt schon darum das Nachdenken weiterhin in die Pflicht. In Freiburg und schließlich in Todtnauberg trafen sich zwei, deren Namen je, um es mit einem Wort Foucaults auszudrücken, „das Ereignis eines gewissen Diskurses sichtbar“ machen.⁶ Diese beiden unterschiedlichen Diskurse haben wohl eine Geschichte, ihr Aufeinandertreffen scheint aber eben darum alles andere denn möglich. Denn auf der einen Seite steht Celan als Dichter, Überlebender der Shoah und Jude (so der Titel von John Felstiners *Celan-Biographie*⁷), auf der anderen befindet sich Heidegger als der deutsche Wesensdenker, der sich 1933 faktisch mit den Tätern des Genozids verbündete (wenn er

³ Jean Bollack: *Vor dem Gericht der Toten. Paul Celans Begegnung mit Martin Heidegger und ihre Bedeutung*, in: Neue Rundschau (1998) H.1, 127–156, hier 149.

⁴ Sieghild Bogumil: „Todtnauberg“, in: Celan-Jahrbuch 2 (1988), 37–51, hier 39.

⁵ Gerhart Baumann: *Erinnerungen an Paul Celan*. Frankfurt a. M. 1986, 74. Es ist bemerkenswert, daß erst mit diesen *Erinnerungen* die Spekulationen über das Verhältnis zwischen Celan und Heidegger auf breiter Ebene geführt wurden. Vor Baumann hatten allerdings schon Hans-Georg Gadamer (*Sinn und Sinnverbüllung*, in: Zeitwende 46 (1975), 312–329), Beda Allemann (*Heidegger und die Poesie*, in: Neue Zürcher Zeitung vom 15. April 1977) und Otto Pöggeler (*Mystische Elemente im Denken Heideggers und im Dichten Celans*, in: Zeitwende 53 (1982), 65–92; *Spur des Worts: zur Lyrik Paul Celans*, Freiburg/München 1986, insb. 259 ff.; sowie *Celans Begegnung mit Heidegger*, in: Zeitmitschrift 5 (1988), 123–132) an ihre Zeugnisse erste Deutungsversuche angeschlossen.

⁶ Vgl. Michel Foucault: *Was ist ein Autor?* (1969), in: ders.: *Schriften zur Literatur*, Frankfurt a. M. 1988, 7–31, hier 17.

⁷ John Felstiner: *Paul Celan. Poet, Survivor, Jew*, New Haven/London 1995; die dt. Fassung, übersetzt von Holger Fliessbach, heißt: *Paul Celan. Eine Biographie*, München 1997.

diesen auch weder bewirkt noch gewollt hat) und der auch nach der militärischen Niederschlagung der deutschen Hybris durch die Alliierten keine Notwendigkeit sah, sich zu diesem Konnex eingehender öffentlich zu äußern.⁸ Die Tatsache dieser divergenten Provenienz mußte darum die Frage aufwerfen, was Celan bewogen haben mag, Heidegger in dessen unversehrt gebliebenen Refugium aufzusuchen?

All jene, die hierauf eine Antwort zu geben versuchten, konnten feststellen, daß sich an dieser Diskursstelle in extremis die inhaltlich-geschichtlichen sowie methodischen Schwierigkeiten komprimieren. Denn die Beantwortung der Fragen, welchen Bezug Celan zu Heidegger hat und welche Erwartungen seinen Besuch begleitet haben, ist auch bedingt durch die generell geführte Diskussion, unter welchen Prämissen Heideggers Philosophie denn noch zu würdigen sei, nachdem dieser sich in der nationalsozialistischen „Bewegung“⁹ engagiert hatte. Es überrascht darum nicht, daß den ersten Interpretationen zur Begegnung zwischen Celan und Heidegger – die in die Zeit des sogenannten Historikerstreites fielen – dann nur wenige Jahre später die Ende der 1980er Jahre sowohl in Frankreich, Westdeutschland als auch in Nordamerika geführte Debatte über die systematische Bedeutung von Heideggers Beteiligung am Nationalsozialismus folgte.¹⁰ Zu diesen Streitpunkten, nämlich erstens, wie eine *sich einlassende* Auseinandersetzung mit Heideggers Denken auszusehen hätte und zweitens, unter welchem methodischen Gesichts-

⁸ Überliefert ist nur der anstößige Vergleich, den Heidegger 1949 in Bremen geäußert hat: „Ackerbau ist jetzt motorisierte Ernährungsindustrie, im Wesen der Sache das Selbe wie die Fabrikation von Leichen in Gaskammern und Vernichtungslagern, das Selbe wie die Blockade und Aushungerung von Ländern, das Selbe wie die Fabrikation von Wasserstoffbomben.“ Zit. n.: Wolfgang Schirmacher: *Technik und Gelassenheit. Zeitkritik nach Heidegger*, Freiburg i. Br. 1983, 25. Auf Heideggers Äußerung wird unten S. 132f. eingegangen.

⁹ Vgl. die oft zitierte Stelle aus Heideggers Vorlesung *Einführung in die Metaphysik* (EM) (1935), Tübingen 1953, 152.

¹⁰ Vgl. oben Anm. 5, sowie die Literaturangaben in Anm. 246 auf S. 106f. – Allerdings löste nicht erst Heideggers Beteiligung am Nationalsozialismus einen Streit über dessen Philosophie aus. Schon unmittelbar nach dem Erscheinen von *Sein und Zeit* (SuZ) in Tübingen 1927 wird insbesondere Heideggers Sprache, die über die Grenzen der hergebrachten Metaphysik hinaus will, angegriffen. Vgl. Maximilian Beck: *Referat und Kritik von Martin Heideggers ‚Sein und Zeit‘*, in: Philosophische Hefte 1 (1928), 5–44. Das methodische Problem, wonach man diesem Denken entweder in seiner eigentümlichen Sprache und Begrifflichkeit Folgen müsse oder aber ihm äußerlich bleibe, beschreibt Heidegger selbst als ein Grundproblem der Philosophie überhaupt: „Die absolute Metaphysik gehört mit ihren Umkehrungen durch Marx und Nietzsche in die Geschichte der Wahrheit des Seins. Was aus ihr stammt, läßt sich nicht durch Widerlegungen treffen oder gar beseitigen. Es läßt sich nur aufnehmen, indem seine Wahrheit anfänglicher in das Sein selbst zurückgeborgen und dem Bezirk einer bloß menschlichen Meinung entzogen wird. Alles Widerlegen im Felde des wesentlichen Denkens ist töricht. Der Streit zwischen den Denkern ist der ‚lieben-de Streit‘ [Hölderlin] der Sache selbst“, ders.: *Brief über den „Humanismus“* (BüH) (1946), in: *Wegmarken* (1967) Frankfurt a.M. ³1996, 313–364, hier 336.

punkt eine Analyse des systematischen Stellenwerts des historisch-politischen Agens Heideggers durchzuführen sei, addieren sich die Dilemmata, die Celans Dichtung aufwirft. Wollte man nämlich Celans Einstellung bezüglich Heideggers Denken und dessen Funktion im öffentlichen Raum nicht einfach als selbstverständlich voraussetzen, sondern allererst noch eruieren, ist man geradewegs auf seine Dichtung und zunächst einmal auf das im Anschluß an das Treffen im Juli 1967 geschriebene Gedicht *Todtnauberg*¹¹ (zurück-)verwiesen.

Angesichts dieser Komplexität war es naheliegend, daß sich die Interpreten von Celans Gedicht am Offensichtlichen orientierten, um das Aufeinandertreffen des Unvereinbaren nachvollziehbar machen zu können. Da auch die wenigen überlieferten Äußerungen, die Celan gegenüber Dritten über Heidegger machte, für die Beurteilung dieser Situation kaum aufschlußreich sind, hat man sich immer wieder auf die von Baumann 1986 veröffentlichten *Erinnerungen* bezogen. Konnte doch der Freiburger Literaturwissenschaftler, der vor Ort den Kontakt zwischen Heidegger und Celan hergestellt hatte, aus eigener Anschauung wenigstens von den Begleitumständen dieser Begegnung berichten. So beschreibt Baumann nicht ohne Erstaunen und mit leichtem Vorwurf, daß Celan die Aufnahme eines gemeinsamen Photos mit Heidegger bei der ersten Begegnung in einem Freiburger Hotel impulsiv verweigerte.¹² Die Schilderung dieser Begebenheit wurde in der Forschung wiederholt zitiert, weil sich in dieser Geste die ganze Ambivalenz und Anspannung verdeutlichen würde, welche die Begegnung mit Heidegger für Celan insgesamt bestimmt hätte. Bei den Deutungen dieser Szene blieb allerdings eine Differenz unberücksichtigt, auf die im folgenden besonderer Nachdruck gelegt werden wird. Denn Celan, der noch am selben Abend seine Lesung im vollbesetzten Auditorium maximum der Universität Freiburg mit den Versen ausklingen ließ: „Tief / in der Zeiteinschränkung, / beim / Wabeneis / wartet, ein Atemkristall, / dein unumstößliches / Zeugnis“,¹³ dürfte in dieser Sekunde, als man ihn zusammen mit Heidegger und anderen ablichten wollte, darauf bestanden haben, daß zwischen dem ‚dokumentierenden‘ *Bild*, das sich der Nachwelt so leicht einprägt, und dem, was hier komplex und damit vor allem unübersichtlich aufeinander trifft – und darum ein *anderes Zeugnis* verlangt –, unterschieden wird. Denn die auf der zweidimensionalen Ebene des Fotos repräsentierten Identitäten verdecken gerade das, was sich zwischen Celan und

¹¹ Paul Celan: *Gesammelte Werke*, Frankfurt a.M. 1986, Bd. II, 255; fortan ohne Sigle mit römischen Band- und arabischen Seitenzahlen im Text.

¹² Vgl. Baumann: *Erinnerungen* (Anm. 5), 63 f.

¹³ Das Gedicht *Weggebeizt* (II, 31) steht am Ende des Zyklus *Atemkristall*, der 1965 mit acht Radierungen von Gisèle Celan-Lestrange in 75 Exemplaren gesondert in Paris publiziert wurde. Dieser Zyklus ist der erste Abschnitt des Bandes *Atemwende* (1967).

Heidegger im schwer fixierbaren Zwischenraum der *Texte* ereignete, in dem nachweislich – wie zu zeigen sein wird – eine auf die Geschichte bezogene Dichtung und ein sich geschichtlich verstehendes Denken aneinandergeraten sind. Daß sich Celan in diesem Moment das Bild verbot, verweist auf einen Sachverhalt, mit dem sich auch die Philologie und die über Celans Literatur Nachdenkenden auseinandersetzen müssen. Es ist nämlich zu bedenken, ob nicht gerade die relativ detailgenaue Rekonstruktion der Umstände dieser drei Tage im Juli 1967 die so notwendigen Überlegungen zu den Gemeinsamkeiten und Differenzen zwischen Celan und Heidegger vielmehr erschwert, weil die Gründe und Abgründe zwischen den beiden so handgreifbar nahe zu liegen scheinen. Die Frage also, warum sich Celan auf das Zusammentreffen mit Heidegger eingelassen hat, warum er das Gespräch mit Heidegger führen wollte, ist vielleicht sehr viel genauer in ihrer Dringlichkeit zu entwickeln, wenn von den Umständen dieser Begegnung abgesehen wird und damit (zunächst) auch von dem Gedicht *Todtnauberg*. Um also deutlicher sehen zu können, was es heißt, daß sich in Todtnauberg jene trafen, die je auf ihre Weise den Ort der Dichtung und den der Philosophie in der Mitte des 20. Jahrhunderts neu auszuloten sich gezwungen sahen, muß die Vorgeschichte von Celans Besuch noch einmal anders ermittelt werden. Das soll im folgenden durch Lektüren geleistet werden, die sich in ihrer Folge als Rekonstruktion eines *Gesprächs von Text zu Text* verstehen, das Celan über viele Jahre in seinen Gedichten mit Heidegger über die Aufgabe des Zu-Dichten-und-zu-Denkenden geführt hat. In dieser aufs geschichtliche Ganze gehenden Auseinandersetzung zeigt sich auch die je spezifische Korrelation der beiden zur Dichtung Friedrich Hölderlins. Da Heidegger seine Philosophie nach 1934 unter anderem von Hölderlin her reformuliert und damit nicht nur Hölderlin, sondern der Dichtung überhaupt ein Vermögen zuspricht, auf das das Denken wesentlich angewiesen sei, muß auch erörtert werden, welche Funktion die Auslegung Hölderlins einmal für Heideggers Entwicklung selbst und zum anderen in den Interferenzen¹⁴ zwischen Celan und Heidegger spielt.

Um vorführen zu können, welche Momente die Genese und Ausdifferenzierung von Celans Poetologie der intensiv geführten Beschäftigung mit Heideggers und Hölderlins Schriften verdankt, ist der auf der theoretischen Ebene wiederholt versuchte philosophisch-poetologische Vergleich sowohl mit Heidegger als auch mit Hölderlin zurückzustellen, um statt dessen jeweils einzelne Gedichte, die in diesem Zusammenhang markant sind, en détail in ihren möglichen Bezügen zu analysieren. Denn nur so kann einsichtig werden, was Celans Dichtung *als* Dichtung bezüglich Hölderlin und Heidegger

¹⁴ Vgl. Celans Anmerkung zum Begriff der „Interferenz“ gegenüber Hugo Huppert, in: ders.: *„Spirituell“. Ein Gespräch mit Paul Celan*, in: Werner Hamacher / Winfried Menninghaus (Hg.): *Paul Celan*, Frankfurt a. M. 1988, 319–324, hier 321.

neu offenzulegen vermag; und allein dann wird spürbar, daß die hier zu erörternde Konstellation nicht einfach resümierend bilanziert werden kann, ohne daß genau das zum Gegenstand der Auseinandersetzung wird, was unvermeidlich die Kriterien für einen Vergleich fraglich werden läßt. Schon darum wird die Analyse fortwährend von der für das methodische Vorgehen so beunruhigenden Frage begleitet sein, wie denn Celans Hölderlin- und Heideggerlektüre in seinen Gedichten zu lesen möglich sei?

Diese Frage gebietet, auf die methodischen Prämissen der Lektüre zu achten. Damit soll allerdings nicht ein Rückzug auf rein theoretisch-hermeneutische Problemstellungen vorbereitet werden, die von den einzelnen Gedichten erneut absehen würden. Untersucht man aber die Genese von Celans Dichtung im angegebenen Kontext, dann stellen sich in ihrer ganzen theoretischen Tragweite jene Probleme, die unmittelbar die philologische Arbeit betreffen. Denn der Forderung, man möge beispielsweise die Bedeutung von Heideggers Denken für Celans Entwicklung nicht nur aus den poetologischen Überlegungen entnehmen, die Celan öffentlich erstmals im Januar 1958 in seiner *Bremer Ansprache* (III, 185 f.) und dann vor allem im Oktober 1960 in seiner *Meridian-Rede* (III, 187–202) formuliert hat, sondern Celans Position gegenüber Heidegger solle auch oder gar vorwiegend von seinen Gedichten her aufgegriffen und vorgeführt werden, scheinen sich die Gedichte selbst zu widersetzen. Mit Recht hat sich gerade in der Celan-Philologie eine ausgeprägte Skepsis bemerkbar gemacht, die zu verstehen gibt, daß selbst dann, wenn sich in den Gedichten direkte Anklänge und Allusionen befinden mögen, die z. B. auf die Hölderlin- und Heideggerlektüre Celans zurückzuführen seien, sich das methodische Bedenken einstellt, das fordert, die Gedichte nicht auf die möglicherweise gegebenen Referenztexte zurückzustützen. Beide Forderungen stehen sich folglich so gegenüber, daß man sich wie an einer Kreuzung stehend entscheiden muß. Entweder wagt man es, vom Gedicht her einer bestimmten Relation nachzugehen, die einsichtig machen könnte, inwiefern dieser Dichtung ein poetologischer Prozeß inhärent ist, der unter anderem auf Hölderlins Schriften und Heideggers Denken eingeht, oder aber, um das Gedicht vor unzulässigen Vereinnahmungen zu retten, begnügt man sich mit der Strukturbeschreibung einer Dichtung, die sich wahrlich einer Eins-zu-Eins-Auflösung widersetzt. Mögen auch einzelne Bezüge eine für sich selbst sprechende Evidenz aufweisen, so ist das grundlegende Problem schwer von der Hand zu weisen, daß es ein Bärendienst wäre, einen Kontext nachweisen zu wollen, der scheinbar die verbindlichen Koordinaten gibt, die das Gedicht wie auch immer fixieren helfen könnten. In diesem Sinne aber lassen sich Celans Gedichte nicht verketten.

Diese Einsicht schließt an die schon früh systematisch begründeten Einwände von Peter Szondi und anderen an, die zu bedenken gegeben haben, daß der Blick auf die konkreten Begleitumstände von Celans Textproduktion all-

zu leicht ein illusionäres Verstehen begünstigt, welches die fundamentale hermeneutische Herausforderung negiert, mit der Celans Gedichte ihre Leser konfrontieren.¹⁵ Und so zeigt denn auch der Gang ins Literaturarchiv zu Marbach am Neckar, in dem 20 Jahre nach Celans Tod die Vorstufen seiner Gedichte, seine Bibliothek und die umfangreiche Korrespondenz versammelt werden konnten, daß selbst dann, wenn eines Tages der schützende Schleier gänzlich gelüftet werden sollte, der den Nachlaß vor unersättlichen Blicken bewahrt, sich mit jenem auch die Hoffnungen verflüchtigen werden, die sich nach wie vor ausmalen, daß erst die Kenntnis der gesperrten Konvolute ermöglichen würde, den wahren oder eigentlichen Gehalt von Celans Werk recht beurteilen zu können.¹⁶ Im Nachlaß wird im Gegenteil deutlich, daß dieser keine Fakten zur Verfügung stellt, welche die Interpretation der Gedichte verifizieren helfen könnten. So ist Celans Bibliothek mit all ihren Daten, Anstreichungen, Bemerkungen und zuweilen allerersten Ideen zu künftigen Gedichten schweigsamer als jedes Gedicht, das Celan veröffentlicht hat. Auch die zahlreichen Vorstufen zu den Gedichten, die Celan sorgfältig aufbewahrt hat, sind kaum einfacher zu bewerten. Während das Gedicht der Leserschaft zugedacht ist und ihr darin entgegenkommt, sind all die anderen auffindbaren Marken und Zeichen im Nachlaß einer Deutung bedürftig, die gegen den ersten Anschein diffiziler als die der Gedichte ist, weil der Status dieses Materials nur unzureichend zu bestimmen ist.

Der *vorläufige Editorische Bericht* der Mitarbeiter der Bonner Celan-Ausgabe gibt Auskunft von diesen Schwierigkeiten.¹⁷ Selbst eigens entwickelte Hilfskategorien, die unterscheiden helfen sollen zwischen den Aufzeichnungen Celans, die „zu den philologischen Apparaten der Textgenese“ gerechnet werden können und jenen anderen, die noch „aus der Phase vor Beginn des eigentlichen Fixierungsprozesses eines Gedichts“¹⁸ stammen, sagen im Einzelfall wenig über den Stellenwert der Manuskripte. Wie problematisch noch diese Unterscheidung ist, erweist sich spätestens dann, wenn die Quellen Hil-

¹⁵ Vgl. Szondis Text *Eden* (1971) zum Gedicht *Du liegst* (II, 334), in: ders.: *Celan-Studien. Schriften II*, Frankfurt a.M. 1978, 390–397; in der Folge ähnlich: Jean Bollack: „*Eden*“ nach Szondi, in: *Celan-Jahrbuch 2* (1988), 81–105; Jacques Derrida: *Schibboleth. Für Paul Celan*, Graz/Wien 1986, insb. 38–41; Winfried Menninghaus: *Wissen oder Nicht-Wissen. Überlegungen zum Problem des Zitats bei Celan und in der Celan-Philologie*, in: *Jahrbuch für internationale Germanistik*, Bd. 21, Bern/Frankfurt a.M./New York/Paris 1987, 81–96.

¹⁶ So Elke Günzel: *Das wandernde Zitat. Paul Celan im jüdischen Kontext*, Würzburg 1994.

¹⁷ Vgl. den Band *Lesarten. Beiträge zum Werk Paul Celans*, hg. von Axel Gellhaus und Andreas Lohr, Köln/Weimar/Wien 1996; darin: dieselben / Rolf Büchner: *Die historisch-kritische Celan-Ausgabe. Ein vorläufiger Editorischer Bericht*, 197–226.

¹⁸ Axel Gellhaus: *Das Datum des Gedichts. Textgeschichte und Geschichtlichkeit des Textes bei Celan*, in: *Lesarten* (Anm. 17), 177–196, hier 196; vgl. auch den *Editorischen Bericht*, ebd., 200 ff.

feststellung bei der Interpretation der Gedichte geben sollen. So ist es nur konsequent, wenn die mit den Materialien des Nachlasses vertrauten Herausgeber den hochgesteckten Erwartungen entgegentreten: „Viele Benutzer der historisch-kritischen Ausgabe der Werke Celans mögen deshalb enttäuscht von ihr sein, weil die textgenetischen Apparate nur in den seltensten Fällen inhaltlich-thematisch kommentierende Wirkung haben.“¹⁹ Nichtsdestotrotz werden mit großem Aufwand die Quellen und Dokumente gesichtet, zugeordnet und nach und nach publiziert.²⁰ Manch einer verspricht sich hiervon, die Textgenese und damit jene Schreibsituation rekonstruieren zu können, in der sich Celan beim Verfassen der einzelnen Gedichte befunden haben mag. Axel Gellhaus versucht diese Bemühungen trotz aller sich hiergegen stellenden methodischen Widersprüche mit einer Bemerkung Celans zu stützen: „Das Unbehagen angesichts der Daten läßt sich aber auch anders formulieren, es resultiert aus dem Dilemma des Literaturwissenschaftlers, der jeden positivistischen Umgang mit der Dichtung für poetologisch unangemessen hält, der aber auch Celans wiederholt zitierte Bemerkungen kennt, in denen er auf dem Realismus und der Gegenständlichkeit der eigenen Gedichte besteht“.²¹ Müßte aus diesem Dilemma nicht die Konsequenz gezogen werden, sich als Leser bewußt vom auktorialen Fingerzeig zu emanzipieren, der „auf

¹⁹ Ebd., 207.

²⁰ In der *Tübinger Ausgabe, Vorstufen, Textgenese, Endfassung* (TCA), Frankfurt a.M., sind hg. von Jürgen Wertheimer et al. die Bde. *Sprachgitter* (1996), *Die Niemandsrose* (1996), *Der Meridian* (1999), *Atemwende* und *Fadensonnen* (2000) erschienen. Die *historisch-kritische Ausgabe*, hg. von Rolf Büchner et al., Frankfurt a.M., veröffentlichte: Bd. 7, *Atemwende* (1990), Bd. 8, *Fadensonnen* (1991), Bd. 10, *Schneepart* (1994), Bd. 9, *Lichtzwang* (1997). Hinzukommen: *Die Gedichte aus dem Nachlass von Paul Celan* (N), hg. von Bertrand Badiou, Jean-Claude Rambach und Barbara Wiedemann, Frankfurt a.M. 1997; Celan / Nelly Sachs: *Briefwechsel*, hg. von Barbara Wiedemann, Frankfurt a.M. 1993 und Celan / Franz Wurm: *Briefwechsel*, hg. von Barbara Wiedemann in Verbindung mit Franz Wurm, Frankfurt a.M. 1995.

²¹ Gellhaus: *Datum des Gedichts* (Anm. 18), 181. Gellhaus erinnert hier an Celans Satz: „Glauben Sie mir – jedes Wort ist mit direktem Wirklichkeitsbezug geschrieben“, zit. n. Arno Reinfrank: *Schmerzlicher Abschied von Paul Celan*, in: die horen 16 (1971), Nr. 83, 73. – Auch Christine Ivanovićs Arbeit (*Das Gedicht im Geheimnis der Begegnung. Dichtung und Poetik Celans im Kontext seiner russischen Lektüren*, Tübingen 1996), die ganz im Bann des Nachlasses von Paul Celan steht, spricht in diesem Sinne von einem „philologische[n] Spagat“ (ebd., 4), den die Celan-Philologie zu vollbringen habe. Dennoch bleibt diese Erkenntnis für das methodische Vorgehen ihrer sehr informativen „komparatistische[n] Rezeptionsforschung“ (ebd.) ohne Folgen. Das ist insbesondere darum bedenklich, weil Ivanović zugleich suggeriert, daß erst die „auf der Dokumentation aufbauende Interpretation [...] sich der wissenschaftlichen Diskussion [stellt]: Sie macht sich überprüfbar“ (ebd., 18). Damit signalisiert sie dem Diskurs, welche Lektüre von sich noch behaupten darf, *wissenschaftlich* zu sein. – Abzuwarten aber wird sein, was diese Wissenschaft tatsächlich aus der „Goldgrube“, durch deren Funde manches Geheimnis seiner immer wieder als hermetisch qualifizierten Dichtung gelüftet werden kann“ (ebd., 17), zu gewinnen in der Lage ist.

dem Realismus“ der Gedichte besteht, weil das Eingeständnis zu machen ist, daß das Lesen von Celans Dichtung wiederholt dann scheitert, wenn es das Intendierte in die begriffliche Sprache der verstehenden Wissenschaft zu übersetzen versucht? Kann Gellhaus auch dahingehend recht gegeben werden, daß eine Beschränkung auf rein poetologische Fragestellungen nicht hinzunehmen ist, nur weil prinzipiell jene Konstellation nicht hinreichend auszumachen sei, welche das Gedicht an sein bestimmtes historisches Datum bindet, so muß doch noch einmal genauer nachgefragt werden, was denn den Realismus von Celans Gedichten ausmacht und wie dieser zu kennzeichnen wäre. Denn stellt man diese Frage nicht als eine rhetorische, deren Antwort sich von selbst versteht, dann könnte ein Besinnen auf die Poetologie dieser Dichtung gerade dadurch ermöglicht werden, daß man in Betracht zieht, daß das Dilemma des Literaturwissenschaftlers weniger im vom Autor Paul Celan eingeforderten Realismus dieser Gedichte liegt, als in dem ärger liegenden Problem, daß sich das *Reale* dieser Dichtung vielleicht gerade der Sprache der Wissenschaft entzieht, weil diese einen anderen Begriff von der Realität hat. Erneut ist also zu prüfen, ob die Unterscheidung zwischen Celans *Poetologie* und der *Gegenständlichkeit* seiner Gedichte nicht einem Vorverständnis zugrunde liegt, das diese Dichtung gerade attackiert; – dieser für die Diskussionen in der Celan-Philologie so zentrale Punkt wird an gegebener Stelle aufgegriffen werden.²²

Trotz dieses ungeklärten Dilemmas – in dem doppelten Sinne, daß es ist und noch zu klären bleibt, worin es denn besteht – bietet der Nachlaß Celans gleichwohl die Chance, jene Bezüge bewußter wahrzunehmen, die diese Dichtung in sich aufgenommen, versammelt und weitergeführt hat. Denn wenn die durch die Materialien des Archivs zum Teil recht plausibel rekonstruierbaren Relationen zu anderen Texten nicht als Ingredienzen des Gedichts aufgefaßt werden, die der Auslegung eine Form von Gewißheit geben, wenn hingegen der Blick auch wieder umgedreht, nämlich vom Gedicht her zu den sogenannten Quellen zurückgegangen würde, dann könnte das Gedicht bei allen Vorbehalten als ein *Anfang* genommen werden, der in einen zu eröffnenden Fragekomplex allererst hineinreicht. Das bedeutet, daß sich die auffindbaren Referenzen als durch das Gedicht *veränderte* Marksteine einer erst noch zu spezifizierenden Problemkonstellation erweisen, die das im Gedicht gezeitigte Denken als solche erstmals aufbricht. Geht man dem vom Gedicht aus nach, dann fängt die Arbeit dort an, wo Aufklärung versprochen schien. Angeregt durch das im Nachlaß zu Entdeckende, könnte sich der Lektüre eine Heuristik entfalten, die unversehens einen anderen Gegenstand vorfindet. Nicht mehr nur die um den Autor sich generierende *Celan*-Forschung wäre zu bewerkstelligen, sondern von Celans Dichtung her wären

²² Vgl. insb. Kap. Einführung, S. 33 ff. und S. 50 f.

Gänge in die Literatur-, Geistes- und Realgeschichte möglich, die neue Einblicke auf diese eröffnen. Das Desiderium für die künftige Celan-Forschung wäre demnach eine durch dessen Gedichte und Übersetzungen vermittelte „fremde Nähe“²³ zum Text Kafkas, Mandelštams, Pessos, Rimbauds, Shakespeares etc. Gerade weil sich Celans Dichtung nicht nur auf die tiefgreifende Zäsur in der Geschichte des 20. Jahrhunderts bezieht, sondern selbst immer wieder eine Zäsur zu setzen vermochte,²⁴ welche die Möglichkeitsbedingungen sowohl des Dichtens als auch des Lesens von Literatur offenlegt, ist sie eine Art Zeitprisma, das eine spezifische Textnähe beispielsweise zur Dichtung Hölderlins vermittelt, die weder eine historisch-kritische noch gar eine ‚zeitlose‘ Lektüre von Hölderlins Schriften herzustellen vermöchte. Es ist also zu prüfen, ob von Celans Gedichten her eine Intertextualität zu entdecken ist, die nicht auf eine Quellenkunde²⁵ reduziert wird, sondern die vielmehr in die Lage versetzt, etwa Hölderlins Dichtung aus neuer Perspektive anders wiederzuentdecken. Denn stellt man sich als Leser der hermeneutischen Grundfrage, unter welchen Bedingungen Texte aus einer entfernten Zeit und aus fremd gewordenen kulturellen und politischen Kontexten *heute* rezipiert werden können, dann könnte gerade der gleichsam verkürzende Umweg über Texte, die aus der Mitte ‚unserer Epoche‘ eine Aus-

²³ Vgl. den nach einer Notiz von Celan betitelten Ausstellungskatalog „*Fremde Nähe*“. *Celan als Übersetzer*, zusammengestellt von Axel Gellhaus et al., Marbach a.N. 1997, 14.

²⁴ Inwiefern die Shoah als *Zäsur* anzusehen ist, muß weiterhin bedacht werden; vgl. hierzu: Dan Diner (Hg.): *Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz*, Frankfurt a.M. 1988. Von Diners Ansatz, der die Shoah als Zivilisationsbruch begreift, distanziert sich Amir Eshel: *Zeit der Zäsur. Jüdische Dichter im Angesicht der Shoa*, Heidelberg 1999, 21 f. Die Zäsur der Shoah ist jedenfalls nicht, wie Philippe Lacoue-Labarthe vorschlägt, mit dem zu vergleichen, was Hölderlin unter einer „Cäsur“ begriff; vgl. ders.: *Die Fiktion des Politischen. Heidegger, die Kunst und die Politik* (Paris 1987), Stuttgart 1990, 67 ff. Diesbezüglich geht Jean-François Lyotard kritisch auf Lacoue-Labarthe ein, vgl. Lyotard: *Heidegger und „die Juden“*, Wien 1988, 98–103. Bedenklich ist es ebenfalls, Hölderlins „Cäsur“, die den Verlauf der Tragödie dahingehend korrigiert, daß sich ein „Gleichgewicht“ einstellt (vgl. Hölderlin: *Anmerkungen zum Oedipus* und *Anmerkungen zur Antigone*, in: *Werke*, Große Stuttgarter Ausgabe (StA), hg. von Friedrich Beißner, Stuttgart 1943–1985, Bd. V, 196 f. u. 265 f.) mit Celans „Atemwende“ gleichzusetzen. Dies versucht Sieghild Bogumil: *Celans Hölderlinlektüre im Gegenlicht des schlichten Wortes*, in: *Celan-Jahrbuch 1* (1987), 81–125, insb. 86 f. Zum Problem vgl. auch die Arbeiten von Bernhard Böschstein: *Hölderlin und Celan*, in: Hamacher / Menninghaus (Hg.): *Paul Celan* (Anm. 14), 191–200 und Lacoue-Labarthe: *Katastrophe*, in: ebd.: 31–60; sowie ders.: *Dichtung als Erfahrung*, Stuttgart 1991.

²⁵ Schon Julia Kristeva hat den Terminus der Intertextualität ausdrücklich von einem „banalen Sinne von ‚Quellenkritik‘“ abgegrenzt. Sie hat ihn darum durch den Begriff der „Transposition“ ersetzt. Dieser Terminus „hat den Vorteil, daß er die Dringlichkeit einer Neuartikulation des Thetischen beim Übergang von einem Zeichensystem zu einem anderen unterstreicht.“ Dies.: *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt a.M. 1978, 69.

einandersetzung mit dem alten Werk auf sich genommen haben, einen Zugang zur überlieferten Literatur herstellen. Ungeachtet der Tatsache, daß auf diesem Wege das grundlegende hermeneutische Problem vom alten auf den neuen Text verschoben wird, können sich in der Vermittlung durch Celans Gedichte Lektüren des Älteren ergeben, die in dieser Form beachtliche Einsichten freilegen. Gerade weil das Lesen von Literatur einem historisch gewachsenen und gleichwohl meist unbewußten Deutungsraaster unterliegt, das als solches erst in Differenzverfahren einsichtig wird, werden beispielsweise bestimmte in Hölderlins Dichtung angelegte Tendenzen erst dadurch lesbar, daß sie durch die jüngere Dichtung aufgenommen und sub-versiv, das heißt *unauffällig* aber wortgetreu auf die eigene Zeiterfahrung hin *gewendet*, fortgeführt werden.

Indes ist hervorzuheben, daß es bei der (Re-)Konstruktion der Text-zu-Text-Relationen, die sich aus der Lektüre von Celans Gedichten ergeben, nicht ausreicht, diese mit Hilfe der unter dem Stichwort Intertextualität diskutierten produktions- und wirkungsästhetischen Kategorien zu erschließen. Es gilt darum, diesen Gesichtspunkten systematisch noch vorgeordnet, die Frage wach zu halten und zu explorieren, wie gerade dann, wenn Celan auch als Leser vorgestellt wird, die Möglichkeitsbedingungen des Lesens gelesen werden können? Von Celans Gedichten her die Lektüre dieser Konstellationen aufzunehmen, bedeutet darum auch, im Text auf jene Textzeichen zu achten, die überhaupt auf einen intertextuellen Bezug verweisen. In diesem Zusammenhang ist Eckhard Lobsien zuzustimmen, der an der sich in den 1980er Jahren methodisch so ambitioniert gebenden und sich zugleich etablierenden Intertextualitätstheorie bemängelt, daß sie das, was sie mit der Dezentrierung des Autor-Subjekts in Aussicht stellt, nämlich den *Texten* in ihrer von der Intention des Autors unabhängigen Eigenheit gerechter zu werden, nicht selten selbst konterkariert. „Gerade Texte, die den Leser in der Immanenz ihres Systemaufbaus halten und ihn so an intertextuellen Expeditionen hindern, die ihn dabei in zutiefst paradoxe rhetorische und semantische Operationen verwickeln, vermögen Irritationseffekte zu erzeugen, die in der ästhetischen Erfahrung das tatsächlich zugänglich machen, was die Intertextualitätstheorie lediglich postuliert.“²⁶ Nun ist einer der Irritationseffekte von Celans Gedichten, daß gerade die sogenannte textimmanente Lektüre den Umstand eröffnet, daß diese Dichtung notwendigerweise über sich hinausgeht. Sichtbar wird dieses etwa daran, daß sich die Gedichte vorzugsweise im *Gespräch* mit einem anderen konstituieren: – *du*. Die *Begegnung* und das *Gespräch* sind für die Dichtung Celans aber nicht deshalb konstitutiv, weil diese Literatur ein

²⁶ Eckhard Lobsien in seiner Rezension des Buches: Wolf Schmid / Wolf-Dieter Stempel (Hg.): *Dialog der Texte: Hamburger Kolloquium zur Intertextualität*, Wien 1983, in: *Poetica* 17 (1985), 372–376, hier 375 f.

„kommunikatives Handeln“ praktiziert,²⁷ sondern darum, weil sie die notwendigen Voraussetzungen zu ergründen versucht, welche eine trotz allem immer wieder erhoffte Begegnung bestimmen. Denn das Gespräch ist insbesondere dann ein solches, wenn in ihm das angerührt wird, was es bedingt. Diametral hierzu ist die Wirkung des *Geredes*, das auf einem unhinterfragten Konsensus basiert. Eine derartige Kommunikation zementiert den Status quo dadurch, daß sie ihre Prämissen vergiftet und somit unzugänglich hält. Dafür können die in diese Gemeinschaft eingelassenen Subjekte sich um so selbstverständlicher gegenseitig Konzessionen erteilen. Es ist aber eine solche kritiklos waltende Homogenität, derenthalben, wie Celan sagt, das Gedicht oft ein „verzweifelteres Gespräch“ ist. „Das Gedicht wird – unter welchen Bedingungen! – zum Gedicht eines – immer noch – Wahrnehmenden, dem Erscheinenden Zugewandten, dieses Erscheinende Befragenden und Ansprechenden; es wird Gespräch – oft ist es verzweifelteres Gespräch“ (III, 198). Celans Gedichte sind also allererst Gespräche auf dem Wege zum Gespräch. Dies ist hervorzuheben, weil bisweilen überlesen wird, daß Celan, um Genauigkeit bedacht, das Gespräch das *ist*, nämlich das *oft verzweifelte*, von dem Gedicht, das Gespräch *wird*, unterscheidet. Um sowohl herauszustreichen, daß in diesem *werdenden* Gespräch unabdingbar die Zeit mit ihren Daten mitspricht, als auch, daß das Gespräch noch aussteht, faßt er diesen Gedanken in einem Bild: – „wir sind weit draußen.“²⁸

Für die in Celans Gedichte einbezogenen Prätexte bedeutet das, daß auch diese nach *draußen* und damit in die Perspektive einer bestimmten Zeiterfahrung versetzt werden, welche sie verwandelt erscheinen läßt. Das im Gedicht *werdende Gespräch* reißt längst in die Literaturgeschichte eingemeindete Texte wieder aus den von der Literaturwissenschaft hergestellten Kontexten heraus. Schon darum ist dieses Gespräch weniger kommunikativ als vielmehr eingefahrene Rezeptionswege unterbrechend. Daß ein derartiger *destruktiver*

²⁷ So schlägt Bernd Schulte-Middelich vor, den Intertextualitätsbegriff derart zu bestimmen, daß „Texte allgemein und im besonderen literarische Texte als Teil kommunikativen Handelns“ erfaßt werden können, ders.: *Funktionen intertextueller Textkonstitution*, in: Ulrich Broich und Manfred Pfister (Hg.): *Intertextualität: Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien*, Tübingen 1985, 197–242, hier 205. – Wie sehr aber gerade das Ausbleiben einer erhofften Kommunikation das Schreiben initiiert, gibt Celan in seiner *Meridian-Rede* zu erkennen: „vor einem Jahr, in Erinnerung an eine versäumte Begegnung im Engadin, brachte ich eine kleine Geschichte zu Papier“, III, 201. Damit aber ist die Kommunikation nicht einfach von der Rede zum Text auf ein anderes Medium verlagert worden. Diese „kleine Geschichte“ – vgl. Celans Prosatext *Gespräch im Gebirg*, III, 169–173 (vgl. auch Anm. 96) – führt vielmehr vor, woran das „Reden“ scheitert.

²⁸ III, 199. Daß *draußen* die poetologische Standortbestimmung dieser Dichtung ist, verdeutlicht sich auch daran, daß Celan zwischenzeitlich erwog, dem Gedicht *Engführung* im Band *Sprachgitter* noch einen weiteren Zyklus folgen zu lassen und diesen *Draußen* zu betiteln, vgl. TCA *Sprachgitter*, 104.

Akt jedoch anderes denn Willkür ist, macht eine Bemerkung Walter Benjamins deutlich. Wenn dieser sich als Geschichtsschreiber fragt: „Wovor kann aber etwas Gewesenes gerettet werden?“, dann dürfte seine Antwort auch für jene Texte gültig sein, die neben Celans Gedichte zu legen und erneut zu deuten wären: „Nicht sowohl vor dem Verruf und der Mißachtung, in die [das Gewesene] geraten ist als vor einer bestimmten Art seiner Überlieferung. Die Art, in der es als ‚Erbe‘ gewürdigt wird, ist unheilvoller als seine Verschollenheit es sein könnte“.²⁹ Ebenso wie die von Benjamin attackierte Historiographie steht auch die Literaturwissenschaft in der Gefahr, zum Diener einer bestenfalls nichtssagenden Überlieferung zu werden, indem sie ihren Gegenstand in der besten Absicht zu erinnern und als Erbe zu würdigen versucht. Damit ihr dieses jedoch nicht blind unterläuft, sollte sie die Gelegenheit nutzen, Celans mit *Zuversicht* versehene Bohrungen³⁰ in den sprachlichen „Gipfel[n] der Zeit“³¹ als im Benjaminschen Sinne destruktive Akte der Rettung zu verstehen.³² Das aber heißt nicht, sich damit zu begnügen, von Celan her Hölderlins Texte um jeden Preis ‚anders‘ zu lesen, sondern es gilt vordringlich, die poetologischen und mithin methodischen Implikationen aufzunehmen und zu analysieren, die Celan in seinen Auseinandersetzungen mit Hölderlins Texten aufwirft und (erneut) sichtbar macht. Celans Gedichte werden also als Interventionen verstanden, die an neuralgischen Punkten eine konfrontierende Konstellation mit anderen Texten inszenieren. In diesen Interventionen geht es nicht darum, den Prätext zu nutzen, um sich ihm gegenüber als originell abzuheben. Vielmehr legen – und das wird zu demonstrieren sein – Celans Gedichte durch ihr *tiefprüfendes*³³ Bohren in den früheren Texten deren aufbewahrtes Problembewußtsein frei, um sich auf diesem Wege selbst die Möglichkeit zu eröffnen, eine Sprache zu finden, die den jeweiligen aktuellen Anforderungen nachkommt.

²⁹ Walter Benjamin: Archiv Ms 473, in: ders.: *Gesammelte Schriften* (GS), Frankfurt a.M. 1972 ff., Bd. I.3, 1242.

³⁰ Vgl. den das Gedicht *Zuversicht* bestimmenden Imperativ: „Kommt, bohrt euren Stollen!“, I, 153.

³¹ Vgl. Hölderlins Hymne *Patmos*, 1. Strophe, StA II, 165.

³² „Erst der Verzweifelte entdeckte im Zitat die Kraft: nicht zu bewahren, sondern zu reinigen, aus dem Zusammenhang zu reißen, zu zerstören; die einzige, in der noch Hoffnung liegt, daß einiges aus diesem Zeitraum überdauert – weil man es nämlich aus ihm herauschlug.“ Benjamin: *Karl Kraus*, GS II.1, 334–367, hier 365. Vgl. auch Heinrich Kaulen: *Rettung und Destruktion. Untersuchungen zur Hermeneutik Walter Benjamins*, Tübingen 1987; Klaus Garber: *Rezeption und Rettung. Drei Studien zu Walter Benjamin*, Tübingen 1987.

³³ Hölderlin sagt in der Hymne *Friedensfeier* vom „gottgegebenen Geschenke“: „Tiefprüfend ist es zu fassen“, in: ders.: *Friedensfeier*, hg. und erläutert von Friedrich Beißner (Bibliotheca Bodmeriana IV), Stuttgart 1954, v. 59 f.

Die Untersuchung gliedert sich dahingehend, daß zunächst an dem Gedicht *Autopsicografia* von Fernando Pessoa, das Celan übersetzte, grundlegende methodische Fragen bezüglich des Lesens und Deutens von lyrischer Sprache erörtert werden, so daß die Prämissen, die diese Studie leiten, transparent werden (Kap. Autopsychographie). Durch das Hinzuziehen des Pessoa-Gedichts verdeutlicht sich ex negativo auch das Spezifische der Dichtung Celans. Was dessen Schreiben näherhin auszeichnet, wird dann durch eine eingehende Lektüre des Gedichts *Engführung* bestimmt (Kap. Engführung). Das zyklisch strukturierte Gedicht *Engführung* ist zugleich der Ausgangspunkt für die zu rekonstruierende Konstellation zwischen Celan, Heidegger und Hölderlin. Dieses ‚Dreieck‘ wird zunächst systematisch erschlossen, indem mittels einer Analyse des *Tempel*-Motivs, das sich bei allen drei Autoren findet, jeweils eine Positionsbestimmung gegeben wird (Kap. Positionsbestimmungen), und schließlich diachron, indem Celans Entwicklung mit Heidegger und Hölderlin an weiteren Gedichten nachgewiesen und analysiert wird (Kap. Etappen der Lektüre). Die nachstehenden Lektüren und Erläuterungen sind selbst insofern zyklisch angelegt, als das im Kap. Das Ethos der Sprache lesen Erörterte im weiteren Verlauf der Studie immer wieder aufgenommen wird. Das gilt insbesondere auch für die Abschnitte, die überwiegend Hölderlins und Heideggers Werdegang darlegen (Kap. Die Athenertempel Hölderlins und Das Dastehen des Tempels bei Heidegger). Es empfiehlt sich darum, mit der nötigen Geduld dem Textverlauf in all seinen Zwischenschritten und Einzelinterpretationen bis zum ‚zusammenfassenden Urteil‘ (Kap. Rückblick – Zwei Briefentwürfe) zum Verhältnis zwischen Celan und Heidegger zu folgen.